

„Kleinkunst lebt von den Leuten!“

Roswitha Spielberger aus Aßling tritt seit Jahren erfolgreich als „Stianghausratschn“ auf. Im Interview spricht die Liedermacherin über ihren Werdegang, g'scheides Bairisch und die Kunst in der Coronakrise

Roswitha Spielberger (59) ist Spätberufene: Erst vor zehn Jahren fand die gelernte Bürokauffrau, Hausfrau und Mutter von drei Kindern den Weg auf die Bühne. „Depp der Nation“ hieß ihr erster Song, in dem sie auf Festen und in Kulturkellern über ihre Kinder sang. Er kam so gut an, dass Spielberger seither mit Gitarre und Stirnband das tägliche Alltagschaos aufs Korn nimmt. Ihr Markenzeichen: Sie singt und spricht stets in waschechten bairischen Reimen.

Frau Spielberger, wie sind sie von der Hausfrau zur Bühnenkünstlerin geworden?

Roswitha Spielberger: Ich hab schon mein Leben lang gerne Gedichte im Stil von Eugen Roth geschrieben. Vor allem als ich als Kind drei Jahre im Kinderheim gelebt habe, habe ich mich in Roths Bücher und Dichtkunst hineinverkrochen und viel selbst geschrieben. Viel später dann, mit 49, habe ich dieses Gedicht über meine Kinder geschrieben, als sie mich tierisch geärgert haben. Ich hab mich dann auch an meine alte Gitarre auf dem Dachboden erinnert, mit der ich als 13-Jährige mal ein Jahr lang Unterricht hatte. Ich hab eine Melodie für „Depp der Nation“ geschrieben, die sich mit zwei Griffen spielen lässt. Familie und Freunde haben sich krummgelacht und mehr verlangt.

Und wie kam das Publikum?

Mein Bruder ist Musikproduzent und Studiomusiker, der spielt Gitarre wie ein Gott! Der hat einen Künstler gekannt, der ähnliche Lieder gemacht hat wie ich, den Stenz (*alias Adi Kretschmer, d.Red.*), ein recht haglbuchana („*ungehobelter*“, *d.Red.*). Der hat mich begrüßt mit den Worten: Und du bist die Stianghausratschn, oda? So hat er mir meinen Namen gegeben. Mit dem Stenz bin ich dann vier Jahre lang aufgetreten. Ich hab sehr viel von ihm gelernt! Ich war ja nie eine Rampensau, aber ich hab ihm fleißig zugeschaut und bin so in die Bühnenkunst reingewachsen. Nach vier Jahren haben wir uns getrennt, weil der Stenz aus persönlichen Gründen nicht weitermachen konnte.

Wie war der erste Auftritt alleine?

Da bin ich reingeschmissen worden. Adi hat eine Grippe gehabt, sag ich mal, und war nur

zwei Minuten auf der Bühne und ist dann wieder abgezogen. Da bin ich dann dagestanden bei einem Kulturverein am Ammersee, mit einem Programm, das komplett auf zwei Leute ausgerichtet war. Aber das Publikum war nett und hat's mir leichtgemacht, ich hab es durchgezogen. Von da an hab ich gewusst, ich kann's auch alleine.

Sie treten öfter mit Puppen auf, die sie sprechen lassen. Wie kommt's?

Die Puppen sind da, weil ich früher ja die Ratschereien mit dem Stenz gemacht hab. Als ich plötzlich solo war, hat mein Mann gesagt: Nimm die Puppen und lass die ratschen. Das hat funktioniert, die Leute mögen das, weil Puppen ja immer aussprechen, was sonst keiner sagt. Die Meinen heißen zum Beispiel Frau Gscheid und Frau Haferl.

Was sind ihre Lieblingsthemen? Sind sie auch mal politisch?

Ich sing und erzähle über Sachen, die jeden angehen. Über Kinder; den Auszug der Ältesten ... oder die Lieder spielen beim Zahnarzt, im Flugzeug. Alles ist aus dem Leben. Es geht um Männer; die Verwandtschaft – da gibt's so viel. Ab und zu schreib ich auch über Politik. Zum Beispiel hatte ich ein Lied über Ursula von der Leyen, die „Euro-Utschi“. Oder mein Lied „Der letzte Wirt“ dreht sich um das Wirtshaussterben. Aber das ist selten. Ich will, dass die Leute lachen. Die sollen abschalten, einen lustigen Abend haben und nichts von Mord und Korruption hören. Außerdem ist politisches Kabarett schwer. Man muss so viel wissen und sich wirklich gut auskennen. Das kann ich nicht. Wer meine politische Meinung wissen will, muss nur genau hinhören, die scheint schon ab und zu durch.

Hatten Sie auch Gegenwind?

Wer so spät anfängt wie ich, hat es schwer. Viele Theater betrachten mich immer noch als Hausmütterchen, das berühmt sein will. Leider vor allem auch im Landkreis Ebersberg. Man traut mir nichts zu und die meisten Kleinkunstabühnen im Landkreis ignorieren mich. Aber als Mutter von drei Kindern und einer pflegebedürftigen Oma hat man nun mal keine Zeit zum Liedermachen und für Kabarett. Und die Texte, die ich schreibe, hätte ich mit 30 nicht schreiben können. Früher hat es mich schon gekränkt, dass man mich im Landkreis nicht haben wollte. Heute steh ich da drüber; weil ich inzwischen viele Auftritte habe und Bayern Gott sei Dank nicht nur aus einem Landkreis besteht und in Österreich versteht man mich ja auch. Es ist halt wie so oft: „Do wo da Bam gschlong wead, is a nix wert“.

Roter Haarschopf und Stirnband sind das Markenzeichen der Künstlerin (links im Magazin 3, andere Seite in der Natur).

Fotos: Gisela Brechenmacher



Welches Bairisch sprechen sie eigentlich? Sie sind gebürtige Münchnerin, aber der Münchner Dialekt gilt unter Kennern ja nicht als Bairisch. Stimmt, ich bin Münchnerin, aber zum größten Teil in Holzkirchen aufgewachsen. Die Freundinnen dort haben mir Bairisch beigebracht. Du bist a Preiß, haben die gesagt, und das wollt ich nicht. Das Bairische aus Holzkirchen und Miesbach ist ein klassisches Bairisch, das jeder gut versteht, und das hab ich gelernt. Das Münchnerisch ist ja grausam, das mag keiner. „Kriegst du“ (spricht das „s“ überdeutlich) – da zieht’s mir die Schuhe aus. „Griagst“ oder „bekommst“ heißt des. Da ist viel zu viel verhochdeutsch. In meinen Liedern gibt es übrigens auch keine hochdeutschen Wörter, da reimt sich nur Bairisch mit Bairisch (herrlich etwa: „I schau meim Disch beim Dosteh zua – und nembei tickt de Küchn- uha“ aus „Coronadepression Teil I“, d.Red.).

Wie haben sie den Corona-Lockdown erlebt?
Das war abstrus. Mein Mann ist extra am ersten März in Rente gegangen, um mich in Zukunft noch besser mit meiner Bühnentechnik und der Werbung zu unterstützen. Und am 15. März hat der Lockdown begonnen. Alle meine Termine waren erst mal abgesagt. Wir haben die Welt nimmer verstanden. Der Wein hat mir in der ersten Zeit gut geschmeckt. Aber natürlich hab ich dann gedacht, so geht’s nicht weiter und hab neue Lieder geschrieben. Am 1. Juli kam dann auch wieder der erste Auftritt im Magazin

3 in Bad Reichenhall. Da waren 40 Leute. In jeder Reihe zwei, und die Lüftungsanlage war an, sodass ich die Leute nicht klatschen gehört hab. Für einen Künstler ist das grausam. Aber Veranstalter und Künstler müssen was machen, damit überhaupt etwas passiert.

Wieviel Einkommen haben Sie durch die Coronakrise verloren?

Ich hab erhebliche Ausfälle. Normalerweise habe ich im Monat 700 Euro Unkosten, die ich decken muss und darüber hinaus noch Gewinn. Die 700 hab ich seit März nicht mal ansatzweise hereingebracht. Die Konzerte, die jetzt stattfinden, bringen wegen der reduzierten Zuschauerzahlen ja nichts ein. Letzte Woche war ich beim Strobblwirt in Oberhausen, das war früher immer gutes Geld. Diesmal waren da 16 Leute, das sind 200 Euro für mich. Das sind gerade mal die Fahrt- und Technikkosten. Am Samstag in Burgkirchen hab ich derzeit 19 verkaufte Karten im großen Saal.

Denken sie über neue Formate, wie zum Beispiel Streaming nach?

Nein, diese Streamingkonzerte ärgern mich. Kleinkunst lebt von der Enge des Raums und von den Leuten! Auf Zoom kommt weder das Lied gut an noch ich selbst. Ich erinnere mich an ein Streamingkonzert von der Band Pam Pam Ida, der Stern am bayerischen Liederkhimmel. Da stand der Sänger Andi Eckert am Ende des Lieds da und es herrschte Stille. „Ich stell mir jetzt den Applaus vor“, hat er gesagt.

Oder Social Media. Ein Facebook-Post von einem bayerischen Liedermacher hat gelaute: Ich spiel in Ergolding, bitte kommt, ich brauch Geld! Also wenn Künstler schon betteln müssen! Kunst ist Arbeit. Am meisten tun mir junge Künstler leid, und solche, die nicht so etabliert sind. Die wissen nicht, wie sie die Miete zahlen sollen. „Mach halt was Anderes“, sagt man denen dann. Aber dem Bäcker sagt doch auch keiner, er soll halt Regale auffüllen gehen.

Was hat Sie eigentlich nach Aßling verschlagen?
Die Heirat mit meinem Mann, schon vor 30 Jahren. Ich war hier sofort daheim. Aßling ist ein richtig schöner Ort. Wenn ich mit dem Hund spazieren gehe, habe ich so ein tolles Bergpanorama. Und man bekommt alles, was man braucht. Ich will hier nimmer weg!

Frau Spielberger, vielen Dank für das Gespräch.
Interview: Isabel Winklbauer

